

Praktikumsbericht



Hochschule Anhalt
Studiengang: Naturschutz und Landschaftsplanung
Bearbeiter: Christoph Roscher
Matrikelnr.: 4054809
Betreuer: Michael Makala
Datum: 03.12.13

Inhalt

1. Einleitung	1
2. Die Wildnisschule Hoher Fläming	1
2.1 Arbeitsweise	2
2.2 Strukturierung der Camps	4
2.3 Das Leben in und mit der Natur	5
2.4 Die Fähigkeiten der Scouts	7
3. Reflexion	9
4. Resümee	10

1. Einleitung

Während des Studiums habe ich viel über organisatorische, planerische und rechtliche Aspekte des Naturschutzes erfahren und konnte dadurch einen Überblick gewinnen, wie der Naturschutz auf diesen Ebenen funktioniert. Aber viele meiner Fragen orientieren sich vor allem am Menschen: Welche Beziehung hat der Stadtmensch zur Natur? Was kann Naturverbundenheit bedeuten? Warum pflegen so viele Menschen ungeachtet der Folgen einen Lebensstil, der sich zerstörerisch auf ihre Umwelt und sie selber auswirkt? Warum wird der belebten Umwelt so wenig Respekt geschenkt und die Natur oft nur als Rohstofflieferant wahrgenommen? Was kann man tun, um Menschen dazu zu bringen, mehr Verantwortungsgefühl für ihre Mitwelt zu entwickeln? Außerdem wollte ich neue Wege kennenlernen, um meine Beziehung zur Natur intensiver zu gestalten oder neue Sichtweisen darauf zu gewinnen.

Als ich nach einem Praktikumsbetrieb suchte, bin ich beim Lesen der Zeitschrift „Oya“ auf die Wildnisschule Hoher Fläming gestoßen. Ich wurde neugierig auf diese besondere Art der „Umweltbildung“ und hatte das Gefühl, dass ich dort vielleicht Antworten auf meine Fragen finden würde. Bisher hatte ich noch nicht mit Kindern und Jugendlichen gearbeitet und wollte mich unbedingt in diesem Bereich ausprobieren. Daher entschied ich mich, mein Berufspraktikum in der Wildnisschule Hoher Fläming zu absolvieren.

Das Praktikum verlief in zwei Abschnitten: im ersten Teil (29.7. bis 3.8.2013) arbeitete ich im Sommercamp mit, an dem Kinder und Jugendliche im Alter von 6 bis 15 Jahren teilnahmen. Der zweite Teil (19.8. bis 28.8.2013) war eine Klassenfahrt einer 8. Klasse der Waldorfschule Potsdam. Beide Veranstaltungen fanden auf dem Campgelände der Wildnisschule Hoher Fläming statt.

2. Die Wildnisschule Hoher Fläming

Das Camp der „Wildnisschule Hoher Fläming“, geleitet von Paul Wernicke, befindet sich am Waldrand auf einem Gartengelände in Mahlsdorf bei Reetz, in der Nähe von Wiesenburg (Mark). Dort finden verschiedenste Kurse für Menschen jeden Alters statt, beispielsweise das Oster-, Sommer- und Herbstcamp für Kinder und Jugendliche, Klassenfahrten, Fährtenlesekurse für Erwachsene, Vogelwanderungen und wildnispädagogische Weiterbildungen.

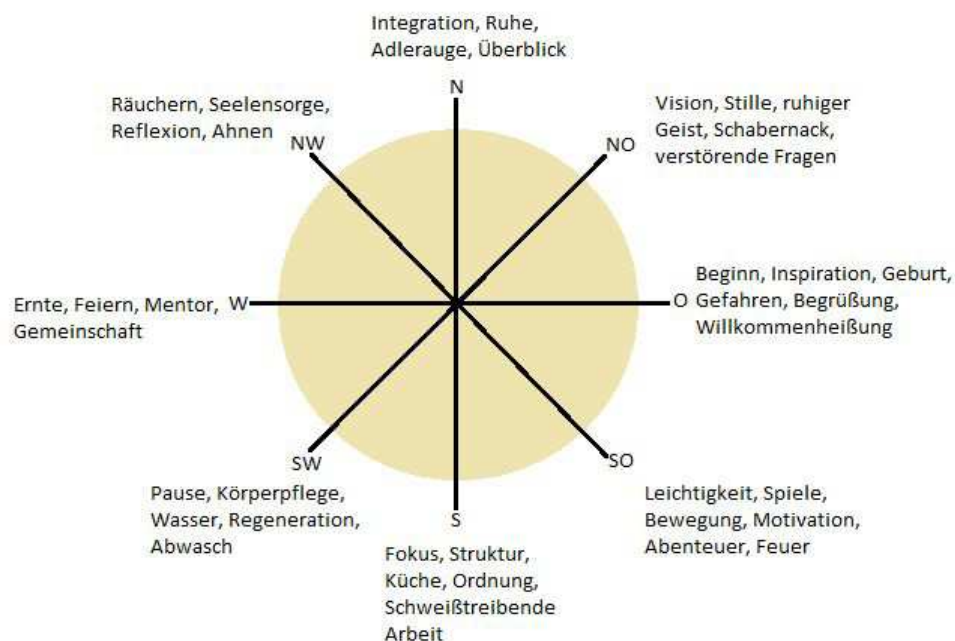
Die Arbeit hat das Ziel, dem Menschen dabei behilflich zu sein, sich selbst wieder als Teil der Natur zu betrachten und Verbindungen zu seiner Umwelt, zu anderen Menschen und zu sich selbst herzustellen bzw. zu stärken. Dabei geht die Wildnisschule über die bloße Vermittlung intellektuellen Wissens hinaus. Sie arbeitet nach einem Konzept, das „Coyote Mentoring“ genannt wird: angelehnt an die Art und Weise, wie verschiedene indigene Völker ihren Nachkommen Wissen vermittelten und noch vermitteln, sieht sich der Wildnispädagoge hier nicht als klassischer Lehrer oder Erklärer, sondern vielmehr als Mentor, der die Neugier reizt, Erkenntnisprozesse begleitet, wenig vorgibt und versucht, den Lernenden zu motivieren, sich selbst Wissen anzueignen. Die Arbeit basiert auf den Lehren von Tom Brown und Jon Young aus Nordamerika. Jon Young ist der Schüler von Tom Brown, welcher wiederum sein Wissen vom Apachen Stalking Wolf mit auf den Weg bekommen hat.

Mithilfe von Spielen, Übungen, lehrreichen Geschichten und vielen Fragen wird Wissen über die Natur vermittelt und gleichzeitig diese spannende Form des Lernens erfahrbar gemacht. Das Lernen passiert unter Einbeziehung aller Sinne und ist verbunden mit dem Gefühl, Teil eines Abenteuers zu sein. Die Teilnehmer werden oft an ihre Grenzen gebracht und bekommen so die Möglichkeit, neue Seiten an sich zu entdecken. Was in den Camps vermittelt wird, lässt sich manchmal schwer in Worte fassen, weil manches unterbewusst passiert und jeder Mensch andere Erfahrungen macht. Es spricht den Menschen als Ganzes an und findet auf vielen Ebenen statt.

2.1 Arbeitsweise

Eine wichtige Grundlage der Arbeit ist das Medizinrad, das ebenso in vielen indigenen Kulturen Verwendung findet. Es ist ein Symbol für das Zusammenspiel der Elemente, des Gleichgewichts und der Verbindung allen Lebens. Auch wird es als ein Spiegel des Universums und damit auch der menschlichen Seele betrachtet. Es orientiert sich an den Himmelsrichtungen, wobei jeder Richtung eine andere Bedeutung zukommt. Es gibt dabei verschiedene Zyklen, die repräsentiert werden können: den Jahresverlauf mit den Jahreszeiten, den Tagesverlauf (Morgen, Mittag, Abend, Mitternacht) oder etwa das Leben eines Menschen von der Geburt bis zum Tod. Auch Tiere, Pflanzen, die Elemente und menschliche Qualitäten finden sich in Medizinrädern wieder. Das Medizinrad ist dabei kein starres Konstrukt, was immer gleich erscheint, sondern immer anders, je nachdem, wer am jeweiligen Prozess beteiligt ist und welche Funktion es erfüllen soll. In den Camps, an denen ich teilnahm, hatte es unter anderem die Funktion, eine Orientierung zu geben, wer welche Aufgaben zu erfüllen hatte und den Tag zu strukturieren. Außerdem kann in Anlehnung an das Medizinrad die Zeit im Camp von Anfang bis Ende so gestaltet werden, dass es sich für alle „rund“ anfühlt. Ein Camp beginnt sozusagen im Osten und endet im Norden. Das Medizinrad lässt sich auf verschiedenste Prozesse übertragen und ist ein wunderbares Werkzeug, um das Leben in Gemeinschaft harmonisch, produktiv und ausgewogen zu gestalten.

Die Abbildung zeigt das Medizinrad, das am ersten Tag meines Praktikums für das Sommercamp erstellt wurde.



Da wir im Sommercamp acht Teamer waren (bestehend aus Paul, dem Leiter der Wildnisschule, einem Wildnispädagogen, zwei Praktikanten und vier Helfern), konnte jedem eine Himmelsrichtung zugewiesen werden. Bei der Waldorflklassenfahrt bestand das Team aus Paul, zwei Lehrerinnen, einer Hortnerin, wiederum zwei Praktikanten und einem Helfer, der gerade eine Weiterbildung zum Wildnispädagogen machte.

Da ich bei beiden Einsätzen dem Süden des Medizinrades zugeteilt wurde, hatte ich unter anderem die Aufgabe, besonderes Augenmerk auf den Zustand des Küchenzeltes zu haben und für Struktur und Ordnung im Camp zu sorgen. Auch hatte ich immer darauf zu achten, dass die Vorräte nicht ausgingen und die Versorgung möglichst reibungslos ablief.

Ein weiteres Element, was seinen Ursprung ebenso in indigenen Kulturen auf der ganzen Welt hat, ist das Räuchern, in der Wildnisschule „smudgen“ (aus dem Englischen: „to smudge“) genannt. Dazu wurden getrocknete Salbeiblätter zum Glimmen gebracht und der Rauch mit einer Feder über den Körper verteilt. Dies ist ein uraltes Reinigungsritual und wurde im Camp oft morgens

vorgenommen, wenn alle am Feuer im Kreis saßen. Jeden Tag wurde jemand ausgewählt, der angefangen bei sich selbst und dann die anderen Teilnehmer im Uhrzeigersinn nacheinander in den Salbeirauch hüllte. Das Räuchern hilft dabei, negative Gedanken und Stimmungen loszulassen, um sich besser auf das was kommt einlassen zu können. Ich empfand diese Momente immer als sehr wohltuend. Dieses Ritual erzeugte immer Stille und hatte irgendwie eine verbindende, harmonisierende Wirkung.

Das Zentrum der Camps war die Feuerstelle, wo sich mehrmals am Tag alle versammelten. Dort wurden Lieder in verschiedenen Sprachen gesungen, Geschichten erzählt, Erfahrungen und Befindlichkeiten ausgetauscht. Letzteres geschah unter Zuhilfenahme eines einfachen, aber wirkungsvollen Werkzeugs: dem Redestab, der immer im Uhrzeigersinn kreiste. Es sollte nur der reden, der den Redestab hielt, alle anderen waren aufgefordert, dem Redner zuzuhören. Sich zurückzuhalten und einfach nur zuzuhören, war für viele Kinder eine echte Herausforderung. Aber nur so ließ sich überhaupt erreichen, dass jeder gehört werden konnte, dass auch die Zurückhaltenden und Ruhigen zu Wort kamen, wobei nicht jeder diese Möglichkeit auch immer nutzen wollte.



Sommercamp 2013

Am Anfang der Camps wurde in einer Lagerfeuerrunde ein Grundstein für das funktionierende Miteinander für die Zeit im Camp gelegt: die wichtigste Regel, an die sich alle halten sollten, war, dass dafür gesorgt wird, dass es allen gut geht. Dazu gehört einerseits, dafür zu sorgen, dass es einem selbst gut geht. Das hieß auch, dass man offen aussprechen sollte, wenn einem etwas missfällt oder man nicht einverstanden war mit bestimmten Entscheidungen. Andererseits war es genauso wichtig, dass man darauf achtet, dass es den anderen gut geht. Solche Regeln wurden mit Einstimmigkeit beschlossen, so wie die meisten anderen Entscheidungen auch. Interessant war dabei, dass mit dem Wort „alle“ nicht nur Menschen, sondern auch alle anderen Lebewesen, Pflanzen und Tiere, eingeschlossen wurden. Das ist nur ein Aspekt, der verdeutlicht, welche Geisteshaltung in den Camps gefördert wird. Entgegen der Gewohnheit, den Mensch immer ins Zentrum der Aufmerksamkeit zu stellen, wurde das Bewusstsein für das Leben um einen herum mehr und mehr in den Fokus gerückt.

2.2 Strukturierung der Camps

Es gab am Anfang der Camps keinen starren Plan zur Strukturierung der Woche. Nur die grobe Richtung wurde bestimmt. Welches Spiel oder welche Unternehmung als nächstes dran war, war davon abhängig, was die Kinder gerade brauchten, in welcher Stimmung sich die Gruppe gerade befand oder wofür sie sich begeistern ließ. In dieser Hinsicht war jeder Teamer gefordert, aufmerksam zu sein und beim nächsten Teamtreffen dazu beizutragen, dass eine gute Entscheidung getroffen wird, wie es weiter gehen soll. Die Arbeit erforderte also ein hohes Maß an Einfühlungsvermögen, Spontanität und Flexibilität.

Die meisten Entscheidungen auf Teamer-Ebene wurden nach dem Konsensprinzip getroffen: wenn jemand gegen eine Entscheidung war, wurde nach einer Alternative gesucht. Vieles wurde aber auch spontan von Paul entschieden, da er bereits einen roten Faden im Kopf hatte, so dass die restlichen Teamer erst kurz vorher erfuhren, was als nächstes dran sein sollte. Das war aber kein Problem, da Paul auch die meiste Erfahrung in der Arbeit hatte und außerdem ein erstaunliches Feingefühl im Umgang mit anderen Menschen.

Bei den Teambesprechungen, die oft mehrmals am Tag stattfanden, gab es gewisse Regeln, die am Anfang des Camps einstimmig beschlossen wurden, um sich effektiv und konstruktiv austauschen zu können: bevor die eigentliche Besprechung begann, sollte jeder dafür sorgen, zuerst seine körperlichen Bedürfnisse zu erfüllen, um das Treffen entspannt und ohne Hast abhalten zu können. Wenn es zwischenmenschliche Diskrepanzen gab, sollten diese zuerst aus der Welt geschafft werden, indem man darüber redet und gegebenenfalls öffentlich um Vergebung bittet. Und man sollte seine besten Worte wählen, die man in jenem Moment zur Verfügung hatte, um sich respektvoll zu begegnen und nicht unnötige Konflikte zu erschaffen. Die Teamtreffen fanden im Kreis sitzend statt und wurden im Uhrzeigersinn abgehalten. Wer an der Reihe war, konnte nun sagen, was er auf dem Herzen hatte, konnte Vorschläge äußern usw. Eine Reaktion bekam er in der Regel erst nach der Runde. Es war sehr angenehm, seine Gedanken äußern zu können, ohne unterbrochen zu werden. Und der Austausch war auch viel effektiver, als wenn immer sofort eine Reaktion auf das Gesagte folgte. Die Teambesprechungen fingen damit an, dass jeder sich zu seiner Befindlichkeit äußern konnte. Durch das Wissen darum, wie es den anderen ging, war es leichter, sich gegenseitig zu unterstützen, gerade wenn es jemandem nicht so gut ging. Die Atmosphäre im Camp war dadurch von gegenseitigem Wohlwollen geprägt. Nach der Befindlichkeitsrunde kamen wir zur Reflexion des Tagesverlaufs und zur groben Planung des nächsten Tages.

Am zweiten Tag der Camps wurde die Gruppe der Teilnehmer in vier Clans eingeteilt. Dabei wurde darauf geachtet, dass die Clans in sich ausgewogen sind, also Ältere und Jüngere enthalten sind, stärkere und schwächere, temperamentvolle und ruhige. Außerdem konnte man so etablierte Grüppchen aufgespalten und einer Ausgrenzung von bestimmten Personen entgegenwirken. Nach der Einteilung bekam jeder Clan direkt ein paar Aufgaben: die Kinder sollten sich schweigend im Wald einen Platz suchen, der allen aus dem Clan gefällt und sich ohne Worte, maximal mit Zeichensprache darauf einigen. Danach sollten sie noch Tarnung, Nahrung und ein Verteidigungswerkzeug mit zurück bringen, sich ein gemeinsames Erkennungsmerkmal und einen Clannamen ausdenken. Das Signal für die Rückkehr in das Camp war Pauls Wolfsheuler, der auch sonst immer das Zeichen dafür war, sich zu versammeln.

Es war so, dass auch die Kinder mit dafür sorgen sollten, dass es sich im Camp gut lebt. Deswegen wurden vier verschiedene Verantwortlichkeiten an die Clans verteilt, die jeden Tag rotierten: die „Haflinger“ waren für das Holz holen und zerkleinern zuständig, die „Wasserratten“ für das Auffüllen der Wasserkanister und den Abwasch. Die „Ratatouilles“ halfen mit in der Küche und die „Special Forces“ hatten die Aufgabe, die Komposttoilette zu leeren.

Ich empfand die Einteilung der Gruppe in Clans als Erleichterung der Arbeit mit den Kindern. Es vereinfachte die Organisation, gab einen besseren Überblick und für viele Spiele standen so schon die Teams fest.

2.3 Das Leben in und mit der Natur

Das Leben im Camp gestaltete sich ohne Luxus: Süßigkeiten und technische Geräte sollten zuhause bleiben, die Nacht wurde im Zelt oder im Tipi verbracht, zum Frühstück gab es meistens Haferschleim. Das Leben fand draußen statt, ob bei Sturm und Regen oder sengender Hitze.

Man war also aufgefordert, die zivilisierte Welt ein Stück weit hinter sich zu lassen und mit dem, was um einen herum geschieht, umgehen zu lernen, und sei es noch so unangenehm. Ich denke, dass diese im Vergleich zum Stadtleben recht ursprüngliche Lebensweise dazu beiträgt, sich zu öffnen für die Erfahrungen, die einem entgehen würden, wenn man sich immer zurückziehen würde, sobald es ungemütlich wird. Man lebte mit und in der Natur. Diese Art im Camp zu leben ist aus meiner Sicht eine wichtige Grundlage für alles weitere.

Am Anfang der Camps lernten die Kinder (und auch die Helfer) die sogenannten Kernroutinen kennen. Diese dienen unter anderem dazu, die Wahrnehmung zu verfeinern, sensibler zu werden und sich besser für die Naturerfahrung öffnen zu können.

Das ist zum einen der **Fuchsgang**. Er ist eine Art der Fortbewegung, mit der man sich sehr leise und unauffällig, aber trotzdem recht zügig (im Vergleich zum normalen Gehen aber immer noch langsam) durch die Landschaft bewegen kann. Die Arme bleiben dabei am Körper angelegt, man geht leicht in die Knie und setzt beim Gehen die Fußspitze zuerst auf. Außerdem wird vermieden, den Kopf schnell hin und her zu bewegen. Es war interessant zu beobachten, wie die Kinder mit der Zeit immer leiser wurden, wenn wir in den Wald gingen. Selbst Kinder, die am Anfang gelangweilt und desinteressiert wirkten, wurden irgendwann neugierig auf das Leben der Tiere im Wald und passten ihr Verhalten dementsprechend an.

Eine andere Kernroutine ist der **Eulenblick**. Dabei ging es darum, seinen Blick nicht ständig zu fokussieren, sondern das gesamte Sichtfeld auszunutzen. So ließen sich zum Beispiel Bewegungen viel besser wahrnehmen. Auch ich lernte diese Art zu sehen. Es ist ein völlig anderes Erleben der Natur, wenn man sie im Eulenblick beobachtet. Denn mit der Veränderung des Sehens geht auch eine andere Art zu Hörens einher: ich hatte das Gefühl, die Geräusche des Waldes intensiver wahrzunehmen. Alles fügte sich zu einem Gesamteindruck zusammen und war weniger voneinander abgekoppelt. Ich war insgesamt „mehr da“ (oder eher: mehr im hier und jetzt), also irgendwie präsenter. Zum Üben des Eulenblicks spielten wir „Head Honcho“. Dafür bildeten wir einen Kreis und es wurde ein Detektiv bestimmt. Dieser entfernte sich aus dem Kreis. Dann wurde der Head Honcho ausgewählt, der der Taktgeber war: Händen, Füßen und Körper erzeugte er einen Rhythmus, den er immer wieder veränderte. Alle anderen ahmten nun den Rhythmus nach, so dass ein einheitlicher Klang entstand. Dann kam der Detektiv zurück in die Mitte des Kreises und versuchte anhand des Eulenblicks in Verbindung mit dem Gehör zu erkennen, von wem die Taktänderung ausging, was mal sehr schnell ging und manchmal recht lang dauerte.

Die dritte wichtige Kernroutine ist das Aufsuchen eines **Sitzplatzes**. Dies ist ein Ort im Wald (Park, Wiese...), an dem man sich möglichst regelmäßig für eine gewisse Zeit hinsetzt und versucht, still zu sein, sich nicht zu bewegen und im Eulenblick die Vorgänge um einen herum wahrzunehmen. Die Alltagsgedanken rücken dabei in den Hintergrund, man lässt sich einfach auf das Erleben der Eindrücke ein. Dabei passieren oft ungewöhnliche Dinge, zum Beispiel Tierbegegnungen, wie man sie sonst nicht erlebt, wenn man sich normal spazierend durch den Wald bewegt. Mir ist an meinem Sitzplatz in der Nähe von Bernburg ein Eisvogel ziemlich nahe gekommen und wir beäugten uns eine Weile gegenseitig, bevor er weiterflog. Davor kannte ich Eisvögel nur als blaue Farbkleckse, die sich in hoher Geschwindigkeit an mir vorbeibewegten und recht schnell wieder verschwanden. Dieser Vogel war jedoch scheinbar auch auf mich neugierig geworden und da ich mich nicht bewegte, sah er auch keine Gefahr darin, sich in meiner Nähe aufzuhalten.

Wenn die Kinder aus dem Wald zurückkehrten, gab es viele Rätsel zu ergründen: „Ich habe Rehe gesehen! Oder war es vielleicht doch Damwild? Welcher Vogel hat da so laut krächzend geschrien, als die Herde vor mir geflüchtet ist?“ Aber die Fragen wurden selten sofort beantwortet. Das war ein Aspekt des Coyote Mentorings: Paul, der Leiter der Wildnisschule, wurde oft mit einer Flut von Fragen überschüttet. Doch statt direkt zu antworten, stellte er Gegenfragen, zum Beispiel zum

genauen Aussehen des Tieres, wie und wohin es sich bewegt hat, ob es Spuren hinterlassen hat oder forderte dazu auf, den Ruf des Tieres nachzuahmen. Wenn das Kind das nächste Mal in den Wald ging, tat es das mit diesen neuen Fragen und mit erhöhter Aufmerksamkeit, mit geschärfter Wahrnehmung. Um selbst nachforschen zu können, wurde im Camp ein Tisch mit vielen Naturführern und verschiedenen Tierknochen aufgestellt (das „Naturmuseum“). Dort konnten alle Neugierigen selbst herausfinden, wem sie da gerade im Wald begegnet sind oder von wem die gefundene Feder stammte.

Auch mir wurden oft Fragen vor allem zu Tieren gestellt. Es war nicht leicht, zu entscheiden, wie ich darauf reagieren möchte. Oft kamen Kinder mit z.B. einem Insekt in der Hand zu mir und wollten wissen, was für ein Tier das ist. Gerade am Anfang habe ich die Antwort direkt gegeben, wenn ich sie wusste und festgestellt, dass nach der Beantwortung das Interesse am Tier schnell abflaute. Später habe ich anders reagiert: ich hielt meine Antwort zurück und versuchte, die Begeisterung über den Fund zu teilen, zusammen nachzuforschen, das Tier genau zu untersuchen. Am schönsten war es für mich, wenn ich das gefundene Tier selbst nicht kannte und man zusammen nachforschen konnte. In der Zeit im Praktikum ist mir aufgefallen, dass ich zwar viele Tiere bestimmen kann, aber oft recht wenig über ihre Lebensweise weiß.

Beim gemeinsamen nachforschen und der genaueren Beobachtung der Tiere entsteht Wissen, welches hinausgeht über bloße Definitionen. Man beginnt zum Beispiel zu verstehen, warum sich ein Tier in einer bestimmten Weise verhält. So erschließen sich auch verschiedene Zusammenhänge: Vögel zum Beispiel verraten durch ihre Lautäußerungen viel über die Anwesenheit anderer Tiere. Anhand ihrer Alarmrufe lässt sich oft sagen, ob sich in der Nähe ein Greifvogel aufhält oder eine Herde Damwild flüchtet, lange bevor man sie selbst gesehen hat.

In den Wildniscamps kommt eine große Bedeutung dem Ausdruck von Dankbarkeit zu. Oft wurde in der Morgenrunde am Feuer jemand dazu aufgefordert, zwanglos zu äußern, wofür der- oder diejenige gerade dankbar waren. Oft wurden auch Dinge geäußert, die die ganze Gruppe betrafen, was das Gruppengefühl und den Zusammenhalt gestärkt hat.

Eine andere Gelegenheit für Danksagungen war die Ahnentafel, die vor dem Essen abgehalten wurde. Dabei wurde ein kleiner Teil des zubereiteten Essens symbolisch geopfert und jeder hatte die Gelegenheit, zu sagen, wofür er in diesem Moment dankbar war. Für mich war dieses Ritual am Anfang etwas befremdlich. Ich hatte nie in Erwägung gezogen, mit meinen Ahnen Kontakt aufzunehmen, aber das ist auch nicht der Hauptaspekt dabei. Dadurch, dass ich mir in diesem Moment vorstellte, dass die Welt nicht immer so aussah wie jetzt und dass die Menschen an diesem Ort vor langer Zeit völlig anders, ursprünglich lebten, betrachtete ich mein eigenes Leben anders. Ich stellte fest, dass sich mit den Danksagungen eine gewisse Demut einstellte, denn man wurde sich bewusst, dass nichts von dem was uns umgibt, selbstverständlich ist. All die wunderbaren Fähigkeiten, die ich als Mensch habe, die komplexe Wahrnehmung, die feinen Sinne, haben ihre Wurzel in uralten Zeiten. Diese Besinnung auf die Wurzeln des Menschen hatten die Wirkung, dass der Umgang mit den anderen Teilnehmern und auch die Einstellung zur belebten und unbelebten Mitwelt insgesamt respektvoller wurde.

2.4 Die Fähigkeiten der Scouts

Viele der Übungen orientierten sich an den Fähigkeiten der sogenannten Scouts. Sie waren in den alten nordamerikanischen Kulturen die Augen und Ohren des Stammes, die Behüter und Beschützer der Gemeinschaft. Sie kannten ihr Land und die in ihm Lebenden Tiere und Pflanzen ganz genau und konnten in der Landschaft lesen wie in einem Buch. Außerdem verstanden sie es perfekt, sich unsichtbar zu machen und waren Meister in der Kunst des Fährtenlesens¹.

Wenn wir uns im Wald oder in der offenen Landschaft bewegten, taten wir das üblicherweise in einer sogenannten Scoutline. Das bedeutet, dass man möglichst schweigend perfekt hintereinander läuft, und den Blick dabei aber nicht auf den Boden richtet, sondern vor allem auf den Ersten in der Reihe achtet, der die Richtung vorgibt und mit verschiedenen Handzeichen zum Beispiel das Stehenbleiben oder Abtauchen der ganzen Gruppe ins Gebüsch veranlassen kann. Diese Übung erforderte viel Konzentration und gerade das Schweigen fiel den Kindern oft überhaupt nicht leicht. Auch war immer wieder das sich Unsichtbarmachen und das Verschmelzen mit der Landschaft Thema. Beim Abtarnen mit Asche, Lehm, Blättern und Kohle und durch Spiele wie „Capture the flag“ kamen die Teilnehmer intensiv mit ihrer Umgebung in Kontakt. Dieses Spiel wurde nach Einbruch der Dunkelheit gespielt. Die Teamer saßen auf einer Wegkreuzung am Feuer und bewachten die weiße Flagge (in unserem Fall eine helle Hose, aufgehängt an einem Dreibein), die in ein paar Metern Entfernung aufgestellt wurde. Die Clans hatten die Aufgabe, sich an die Feuerstelle anzuschleichen und die Flagge möglichst unentdeckt zu entwenden, was zu meiner Überraschung einem der Jüngsten gelang.

An dieser Stelle möchte ich auch das Fährtenlesen eingehen, womit wir uns zur Waldorfklassenfahrt ein wenig intensiver befasst haben. Darauf musste die Klasse aber erst vorbereitet werden. Sie bestand aus 25 Achtklässlern, die sehr aktiv und kaum ruhigzustellen waren, wenn man etwas erklären wollte. Deshalb brauchte es ein „Zugpferd“, ein Thema, was die Kinder neugierig machen sollte, so dass sie sich besser auf das Camp und die gemeinsamen Unternehmungen einlassen konnten. Als Zugpferd hatte Paul den Wolf gewählt. Um den Wolf ranken sich Mythen und Märchen und hierzulande löst seine Anwesenheit sehr unterschiedliche Reaktionen aus. Von Angst bis Faszination ist da alles dabei, aber gleichgültig lässt es wohl niemanden. Es ist ein besonderes Gefühl, in einem Gebiet unterwegs zu sein, von dem man weiß, dass es dort Wölfe gibt. Und dies ist beim Hohen Fläming der Fall. Ich war erstaunt: die Kinder wurden tatsächlich still, als Paul anfing, vom Wolf zu erzählen. Er erwähnte unter anderem auch, wie er einmal die Spuren eines Wolfsrudels im Schnee verfolgt hat. Das warf eine Menge Fragen auf, die Kinder wollten mehr wissen. Das Zugpferd hatte seine Funktion erfüllt.

Direkt im Anschluss spielten wir ein Fangspiel: „Wölfe und Damhirsche“. Es wurde ein Spielfeld festgelegt, eine gedachte Grenze entlang auffälliger Bäume gezogen. Zwei der Kinder waren die Wölfe, der Rest Damhirsche. Die Damhirsche sollten nun versuchen, auf die andere Seite des Spielfeldes zu gelangen, ohne sich von den Wölfen fangen zu lassen. Jeder gefangene Damhirsch wurde in der nächsten Runde zum Wolf, so dass das Wolfsrudel immer größer wurde. Nach jeder Fangrunde sollten sich die Wölfe beraten und sich eine bessere Strategie ausdenken. Zwei der Kinder hatten keine Lust auf das Spiel. Überraschender Weise gab Paul ihnen die Aufgabe, vom Rand aus als Beobachter tätig zu sein und die Strategie der Wölfe und Damhirsche unter die Lupe zu nehmen. Das gab mir einen Aha-Effekt: man musste nicht verkrampft darauf pochen, dass auch jeder mitspielt wie vorgesehen. Das würde nur noch mehr Widerstand erzeugen. Jeder hat eben andere Interessen, befindet sich in einer anderen Lebensphase und darauf kann man eingehen. Das ist nur ein Beispiel für die Grundeinstellung in der Arbeit der Wildnisschule Hoher Fläming. Jeder wurde individuell betrachtet und die Lebenssituation, in der er sich gerade befand, berücksichtigt.

¹ Quelle: <http://wildnisschule-hoherflaeming.de/kurse/waldscouts/>

Darauf aufbauend war das Fährtenlesen immer wieder Thema. Paul gab Lektionen zu den Grundlagen des Fährtenlesens, wir haben die verschiedenen Säugetiergangarten (Schritt, Trab, Pass, Lope, Galopp...) kennengelernt und diese auch selbst ausprobiert, bzw. versucht, sie nachzuahmen. Später besuchten wir die Tongrube, die sich direkt neben dem Camp befindet. Dort waren die Bedingungen zum Fährtenlesen ideal: es gab feuchte Stellen, in denen sich die Füße, Pfoten oder Hufe der Tiere sehr deutlich im feinkörnigen Material abdrückten. In Dreiergruppen wurden die Spuren untersucht, ausgemessen und abgezeichnet. Manche Kinder entwickelten dabei große Hingabe und fingen an, miteinander zu diskutieren, tauschten Informationen mit anderen Gruppen aus, versuchten herauszufinden, welches Tier es war, warum es seine Schrittlänge verändert hat, aus welchem Grund es überhaupt an dieser Stelle vorbeigekommen sein könnte und so weiter. Es gab aber auch Kinder, die nicht allzu interessiert waren und wenig Lust auf diese Rätselei hatten. Die Beschäftigung mit der Kunst des Fährtenlesens ließ mich nicht mehr los. Wenn ich auf Waldwegen unterwegs war, war ich überrascht von der Fülle von Zeichen, die die Tiere hinterlassen hatten. Das war mir vorher kaum aufgefallen. Fortan konnte ich keine zehn Meter mehr zurücklegen, ohne mich in die Hocke zu begeben und zu versuchen, die Spuren auf dem Boden zu deuten.

3. Reflexion

Die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen fand ich extrem spannend, aber auch anstrengender, als ich erwartet habe. Es war interessant zu beobachten, wie sie sich in der Zeit im Camp verändert haben, wie sie sich immer mehr geöffnet haben, mehr Verantwortung übernehmen wollten und immer begeisterter ihre Erlebnisse im Wald geschildert haben. Der Umgang fiel mir aber nicht immer leicht. Ich hatte zu viele Vorstellungen davon, wie man sich „pädagogisch richtig“ verhalten sollte und war vor allem am Anfang sehr verkrampft. Während des Praktikums hat sich meine Einstellung allerdings verändert. Ich bekam mehr Vertrauen in mein So-Sein und war weniger streng mit mir, so dass ich meine Persönlichkeit viel besser einfließen lassen konnte.

Die Umsetzung der Aufgaben, die ich als „im Süden Agierender“ innehatte, gelang mir mal mehr, mal weniger gut. Gerade am Anfang hatte ich Probleme damit, in der Küche eine praktische Struktur zu schaffen und zu erhalten. Das lag auch daran, dass ich nicht der einzige war, der in der Küche tätig war und es mir schwer fiel, den Überblick zu behalten. Außerdem war mir oft nicht ganz klar, wann meine Tatkraft gefragt war und wann nicht. Beim zweiten Einsatz zur Waldorffklassenfahrt hatte ich schon mehr Routine in dieser Aufgabe.

Für die Arbeit in der Wildnisschule brauchte ich meine gesamte Energie. Manchmal mehr, als ich zur Verfügung hatte. Es gab Tage, an denen ich total überfordert war, was aber vor allem daran lag, dass ich an mich selbst zu große Erwartungen und Ansprüche hatte und deswegen oft mit mir haderte und unzufrieden war. Ich hatte zu viele Bedenken, etwas falsch zu machen, was mich meine Lockerheit kostete und mir oft den Zugang zu meiner Energiequelle versperrte. Was mir half, war, dass ich diese Dinge entweder mit Paul oder in den Teamsitzungen ansprechen konnte und mir daraufhin Zeit zum Ausruhen und Energie tanken gewährt wurde oder meine Zweifel an meiner Arbeitsweise durch das Feedback der anderen Teamer zerstreut wurden.

In der Zeit im Praktikum ist mir immer bewusster geworden, wie wichtig es ist, zuhören zu können und die eigenen Gedanken hintenan zu stellen. Gerade bei zwischenmenschlichen Konflikten trägt diese Fähigkeit dazu bei, den anderen zu verstehen und sich in seine Welt hineinversetzen zu können. Das Leben in Gemeinschaft wird so um einiges harmonischer und einfacher.

Bei den Danksagungen habe ich festgestellt, dass es mir nicht leicht fällt, einfach vom Herzen zu sprechen. Ich machte mir Gedanken darüber, wie es bei den anderen ankommt, ob das, was ich sagen möchte, von den anderen auch so verstanden werden würde. Es war nicht leicht für mich, diese Denkmuster abzulegen. Ich habe den Hang dazu, alles was um mich herum passiert, mit meinem Verstand fassen zu wollen. Dabei gibt es so viele Dinge, die für den Verstand nicht greifbar sind. Viele Erfahrungen, die ich im Camp machen durfte, hatten eine Wirkung, die ich nur schwer in Worte fassen kann. Beim Schreiben des Praktikumsberichtes hatte ich oft das Gefühl, nicht ganz auf den Punkt bringen zu können, was die Essenz der Arbeit nun genau ist und warum die Arbeit mich so beeindruckt hat. Aber wirklich nachvollziehen kann man es wohl sowieso nur, wenn man es selbst miterlebt hat.

4. Resümee

Die Arbeit in der Wildnisschule gehört zu den interessantesten Erfahrungen, die ich bisher machen durfte. Im Nachhinein bin ich erstaunt darüber, wie ganzheitlich der Mensch dort betrachtet wurde, wie viele Aspekte des menschlichen Seins berührt und herausgefordert wurden. Irgendwie hatte alles, was im Camp passierte, einen Sinn, griff ineinander und baute aufeinander auf. Der offene Umgang miteinander und die Toleranz gegenüber individuellen Eigenheiten der Teilnehmer haben mich sehr beeindruckt.

Ich glaube, dass die Kinder und Jugendlichen, die an den Camps teilgenommen haben, in dieser Zeit gereift sind und etwas mehr sie selbst geworden sind. Im Vergleich mit den üblichen Umweltbildungsangeboten kann ich mir keine bessere Art und Weise vorstellen, wie man den Gedanken der Nachhaltigkeit in Menschen wecken und ein Verantwortungsbewusstsein für seine Mitwelt erzeugen bzw. fördern kann. Das wird dadurch unterstützt, dass man in sehr intensiven Kontakt mit sich selbst gebracht wird.

Wildnisschulen wie diese leisten aus meiner Sicht einen wichtigen Beitrag zum Naturschutz. Wobei ich den Begriff Naturschutz mittlerweile anders verstehe. Denn eigentlich fängt Naturschutz im Innern des Menschen an. Respekt gegenüber der Umwelt geht aus dem Respekt gegenüber sich selbst hervor. Das Wort Naturschutz impliziert den Schutz einer „äußeren Welt“, also den Schutz von etwas, das außerhalb des Menschen liegt. Aber die Welt im Innern des Menschen lässt sich nicht von der Welt im Außen abgrenzen. Im Praktikum hat sich meine Sichtweise verändert. Bisher nahm ich mich meist nur als Beobachter dessen, was um mich herum ist, wahr. Als Besucher der Natur sozusagen. Doch immer mehr bekam ich das Gefühl, dass das, was um mich herum passiert, irgendwie mit mir zu tun hat und es keine zufälligen Ereignisse sind, dass der Wald und was in ihm lebt, auf mich reagiert, mit mir kommuniziert auf eine ganz subtile Weise.

In der Wildnisschule habe ich viel Neues über das Leben in Gemeinschaft erfahren, zum Beispiel wie mit einfachen Werkzeugen und Regeln gemeinschaftliche Prozesse erheblich erleichtert bzw. erst möglich gemacht werden können. Interessant war auch die nahezu konsequente Anwendung des Konsens-Prinzips bei der Entscheidungsfindung. Die Entscheidungen beruhten auf einem Dialog, es wurden erst verschiedene Sichtweisen und Meinungen ausgetauscht. Das nahm natürlich oft viel Zeit in Anspruch, so wurde aber ermöglicht, dass niemand übergangen wurde oder Dinge tun musste, die er nicht für richtig hielt. So wurden nur Entscheidungen getroffen, mit denen jeder leben konnte.

Durch die Orientierung an der Lebensweise indigener Völker habe ich nun eine bessere Vorstellung davon, was es heißt, mit der Natur zu leben bzw. die Natur als Teil des Menschseins zu verstehen. Auch ist mir klar geworden, wie essentiell Naturerfahrung gerade für die kindliche Entwicklung ist und welche Bedeutung dabei dem Aufwachsen in einer stabilen Gemeinschaft zukommt, die diese Prozesse begleitet und mit trägt. Gerade hierzulande, wo Kinder zu viel Zeit vor digitalen Medien verbringen und kaum noch in wirklichen Kontakt mit der Natur kommen, sind Angebote dieser Art umso wichtiger und wertvoller.

Inwiefern die Erfahrungen im Praktikum meine Berufswahl in der Zukunft beeinflussen werden, kann ich noch nicht sagen. Ich kann mir aber vorstellen, dass die wildnispädagogische Arbeit Teil meines späteren Wirkens werden könnte. Die Arbeit mit Menschen in solch einer Umgebung ist sehr reizvoll und bietet viel Raum für das Einbringen der eigenen Persönlichkeit und Kreativität.

Ich bin sehr dankbar für die Erfahrungen, die ich in den Wildniscamps sammeln durfte, für den offenen und ehrlichen Umgang im Team und für die Einblicke in diese Art des Lebens mit der Natur, die sich mir von selbst wohl nicht so leicht erschlossen hätten. Immer wieder bin ich darüber erstaunt, wie viel es noch zu entdecken gibt und wie sehr die Natur einem dabei helfen kann, mehr man selbst zu werden. Danke für diese bereichernde Zeit!